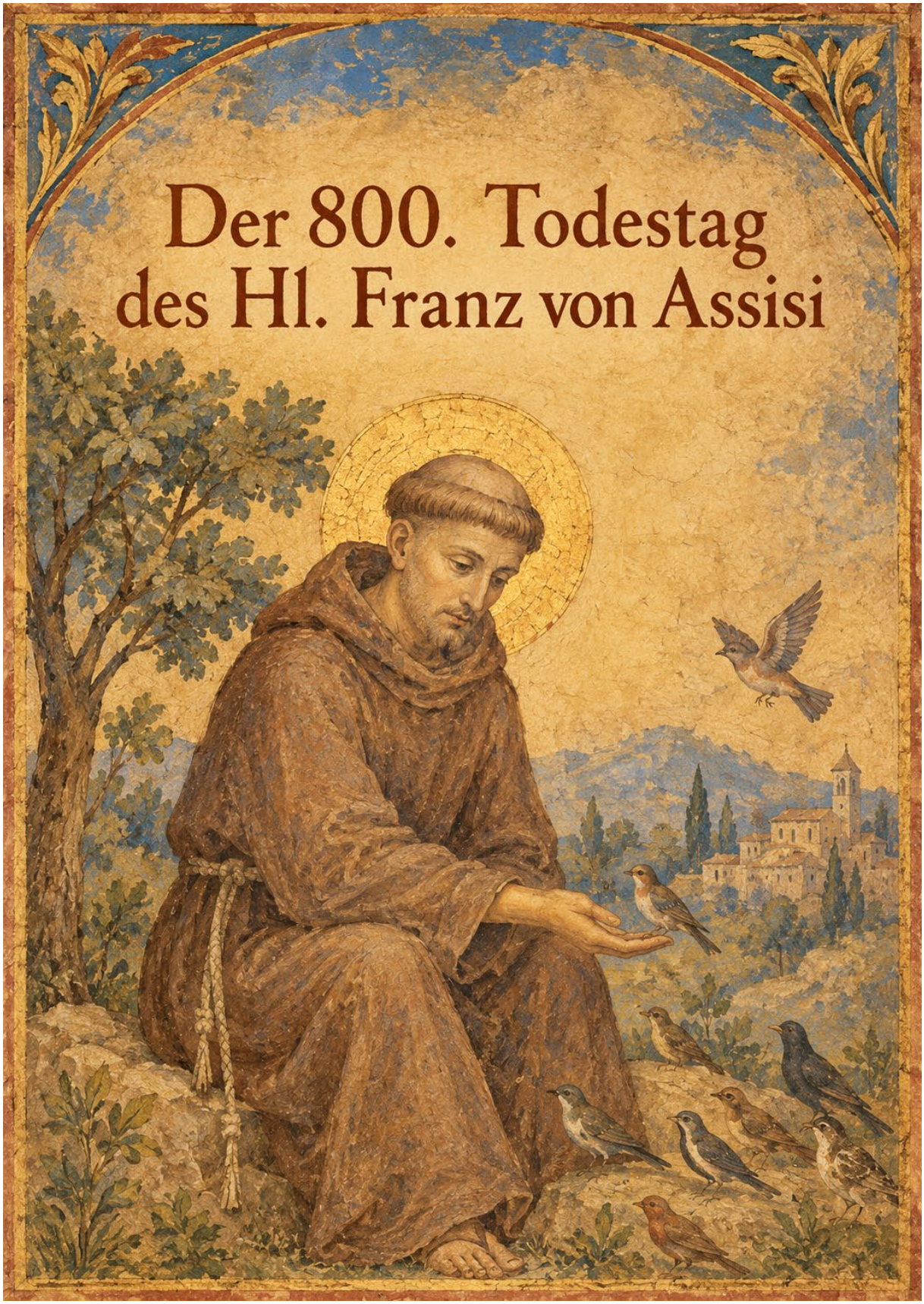

Die Liturgische Ordnung der katholischen Kirche ist gnadenlos.

Heute vor 800 Jahren ist einer der grössten Heiligen unserer Geschichte, der Heilige Franz von Assisi gestorben.

Doch auch dieser Heilige hat es nicht geschafft, den Sonntag, den ersten Tag der Woche als den Tag, an dem Christus von den Toten erstanden ist, zu verdrängen.

Es gab aber eben viele Menschen, die schon zu Lebzeiten so nahe an ihrer Vollendung waren, dass sie in den Rang der Heiligkeit erhoben worden sind.

Doch das Entscheidende bei uns Christen ist eben, dass wir uns alle mit dem einen Vergleichen und vor ihm, sind wir alle einfach nur feige, ängstliche, erbärmliche Wesen.

Vollkommenheit.

Für uns Christen ist das das Ziel: Vollendet zu werden und ein Leben, das sich diesem Ziel verschrieben hat, das ist spannend.

Auch auf diesem Weg gibt es so etwas wie Erfolg und Misserfolg, gibt es scheitern und Frustration, gibt es Aufstehen und lernen.

Eigentlich wollte ich heute am 4. Oktober 2026 beim Valser Herbstlauf mit machen.

Ich finde es ist etwas Schönes, wenn sich Menschen gemeinsam ein Ziel setzen, sich anstrengen, miteinander in dieselbe Richtung laufen und sich im Wettkampf messen.

Wer ist der beste, wer ist der schnellste, wer kann etwas besonders gut und bekommt dafür Beifall und Applaus?

Diese Dynamik ist stark in unserer Gesellschaft ausgeprägt.

Die Frage, ob dieser Wettbewerb mehr in unserer Natur oder mehr in unserer Kultur verankert ist, ist eine spannende Frage und wohl sicher nicht eindeutig zu beantworten.

Gestern habe ich noch mit jemand geredet, der bei diesem Gemeinschaftserlebnis und Dorfereignis nicht mit machen wollte und gestern war ich auch noch zu der Entscheidung gekommen, mich heute zu schonen und einen faulen erholsamen Sonntag im Bett einzulegen.

„Ich bin nicht sportlich.“ … oder: „Ich bin krank!“

Eine gute Selbsteinschätzung ist viel Wert.

Andrerseits ist die Äusserung aus dem Mund eines Kindes „Ich bin nicht sportlich!“ vielleicht auch mehr eine sich selbst erfüllende Prophezeiung als die zwingend notwendige Realität.

Gott hat allen Menschen Fähigkeiten und Talente gegeben. Davon bin ich überzeugt. Und was unsere Zeit vielleicht dringend braucht, sind wieder etwas mehr Menschen von der Sorte, die auch Denksport betreiben, die lesen können und Phantasie haben.

Doch Geist und Körper gehören zusammen. Auch wir Christen dürfen deshalb etwas dafür tun, dass neben dem Denken die Bewegung nicht ganz zu kurz kommt – nicht zuletzt zur Entlastung unseres sogenannten Gesundheitssystems.

Nur denken und dabei körperlich etwas aus der Form geraten, ist vielleicht auch nicht ganz das Ideal. Damit möchte ich unserem lieben Thomas von Aquin – dessen stattliche Gestalt schon seine Zeitgenossen bemerkten – natürlich nicht zu nahe treten. 😉

Ich denke, die Kirche sollte ein Ort sein, an dem wir einen gesunden schönen und manchmal auch etwas stacheligen Humor pflegen dürfen. Zumindest Menschen gegenüber, die wir für in sich gefestigt halten.

Doch hier kommen wir zu einem Problem unserer Zeit. Um diese Festigung kann sich nur der einzelne Mensch, können wir uns nur selbst bemühen.

In der Pädagogik können wir nur ein wenig Einflussnahme üben. Meines Erachtens müssten Eltern aber möglichst früh zu akzeptieren versuchen, dass sie eine eigenständige Person ins Leben gesetzt haben, die gewisse Kämpfe und Ausseinandersetzungen ganz alleine durchstehen muss.

Und da gehören m.E. manchmal auch äussere Kämpfe auf dem Schulhof ein Stück weit mit dazu. Wir Erwachsenen bekommen dann schon genug Gelegenheit uns einzumischen, nachzuforschen, nach schuldigen und gerechten Urteilen zu suchen, wenn Kinder andere verletzt haben.

Obwohl ich die sogenannte „Ellenbogengesellschaft“ ablehne, halte ich den Wettbewerb und die Herausforderung grundsätzlich für etwas Gutes. Und die Kämpfe auf dem Schulhof und im Sommer bei den Kühen auf der Alp halte ich

für Indizien dafür, dass sie schon irgendwie in unserer Natur liegen, diese Auseinandersetzungen und Kämpfe. Gerade die Ausseinandersetzung mit Themen und Fragestellungen, mit der Welt und mit Gott und mit anderen Menschen ist ja gerad das, was das Leben so schön, spannend und lebenswert macht. Die Alternative dazu ist die Einsamkeit. Etwas, das ich Egoissierung nennen wurde. Doch zumindest für uns Christen steht aber bei diesen Ausseinandersetzungen nicht der Erfolg in den Augen der Welt an oberster Stelle, sondern in den Augen Gottes, der uns kennt, der alles sieht und der uns liebt.

Das ist die Grundannahme und in dieser Annahme können wir wunderbar leben, uns vergleichen und auch verkraften, wenn wir uns mal voll blamieren, stürzen oder allerletzter werden.

„Die letzten werden die ersten Sein“.

Diese Umkehrung gibt es immer wieder.

In einer Gesellschaft, wo Menschen das im freien Spiel und wirklich freien Wettbewerbe erfahren können, läuft es gut. Deswegen spiel ich mit den Schülern so gerne Chef/ Vize und zeige damit ganz praktisch, wie dumm und unpraktikabel das Gendern doch ist.

Wenn mit unfairen Mitteln gespielt wird, oder die Regeln ständig verändert werden, dann läuft es m.E. nicht gut mit einer Gesellschaft. Das gilt auch für Sprache und Grammatik.

Bei uns in Vals läuft es gut, so ist mein Eindruck nach dem heutigen Tag und nachdem ich mich „Umentschieden habe“.

Als um Verlässlichkeit bemühter Mensch hasse ich zwar dieses Wort, doch möchte ich gerne anhand meines Tags heute zur Diskussion stellen, ob diese „Umentscheidung“ heute für mich das richtige gewesen ist oder nicht.

Ich weiss es selbst noch nicht. Der morgige Tag bleibt abzuwarten. Geht es mir gut, dann war die Entscheidung heute gut, geht es mir schlecht, dann eben schlecht, so einfach ist es.

Inzwischen bin ich also nun doch bei diesem Lauf mitgelaufen, obwohl ich gestern noch nicht wollte. Am Dienstag wollte ich noch und habe mich

angemeldet und dafür 45 Franken gezahlt. Das nenne ich mal „Umentscheiden“

Dann schreibe ich halt heute ein bisschen was über den Heiligen Franziskus und die Leseordnung der katholischen Kirche, so habe ich mir heutemorgen noch vor dieser wunderbaren Messe gedacht, die wir gefeiert haben.

Ich bin froh, dass auch viele Valser heute in Gadastatt beim Zieleinlauf mit dabei waren, die selbst gar nicht aktiv an diesem Lauf teilgenommen haben.

Vielleicht ist dieses Wettbewerbsdenken manchen einfach auch zu blöd und sie haben deswegen keine Lust, sich anzustrengen und zu quälen. Vielleicht. Vielleicht sind auch die Bedingungen für die Kinder heute nicht für alle gleich fair.

Manche Dinge weiss nur Gott und vielleicht auch im tiefsten inneren der Mensch selber und das ist auch gut so. Wir sollten Achtung vor der Würde unserer Mitmenschen haben und dazu gehört, dass wir uns möglichst von Spekulationen über deren Innenleben heraushalten sollen. So schwer das für Eltern auch manchmal sein mag, es gibt jemanden, der im tiefsten inneren mit uns Menschen unterwegs ist, der uns begleitet und mit geht und auf den und auf dessen Engel wir vertrauen dürfen.

Dieses Subjekt, möchte unser aller bestes und der Glaube daran, ist etwas wunderbares. Es verbindet uns mit Gott und den Menschen und damit mit jemand der uns begleitet, der uns mit Geistern und Engeln durch unser Leben führt.

Es ist manchmal nicht ganz einfach diesen Geistern zu folgen.

Heute am Abend eines ereignisreichen Tages bin ich gerade noch am PC, bevor ich gleich noch in den Rosenkranz gehe.

Dann bete ich dort um eine gute Entscheidung.

Beschäftige mich kurz mit der Frage, die mir heute von Lara – das darf ich hoffentlich schon verraten – gestellt worden ist, nämlich der Frage, ob ich heute gelogen habe und dann werde ich heute abend noch Bügeln, mit meiner lieben Frau Mutter telefonieren und dann noch einen kleinen Text veröffentlichen oder auch nicht.

Das entscheide ich später.

Am heutigen Tag ist so einiges anders gekommen als ich gedacht und geplant habe.

Ich denke dann, wenn ich morgen nicht völlig KO und Krank bin, war das gut so.

Doch momentan kann ich eben nicht sicher sagen, dass es eine gute Entscheidung von mir gewesen ist, am heutigen Valser Herbstlauf teilzunehmen.

Nachdem ich heute morgen mit einem wunderbaren Mitbruder von mir, mit Vivaldi in Berührung gekommen bin und mich das Geigen- und Orgelspiel von Laura und Tomasz heute morgen schon sehr berührt hat, wollte ich eigentlich nicht mitlaufen.

Ich gebe zu, dass mein Körper gerade im Herbst gleich mit ein paar Viren und Bakterien zu kämpfen hat.

Das war der Grund, warum ich mich eigentlich entschieden hatte, beim Valser Herbstlauf dieses Jahr nicht mit zu machen.

Doch das Dilemma, in dem ich mich befand, das war das folgende:

Obwohl meine liebe Frau Mutter in meinen Kindheitstagen ihr Möglichstes dafür getan hat, mir den Hochmut abzutrainieren und mir deswegen gesagt hatte, ich solle nicht so angeben, verfalle ich leider – oder vielleicht auch gottseidank – immer wieder in dieses Verhaltensmuster.

„Ich laufe beim Valser Herbstlauf mit und ihr bekommt 30 Franken, wenn ihr schneller seid als ich!“

So war die Wette, bei der ich letztes Jahr 60 Franken an zwei schnellere verloren haben.

Diese zwei Sieger bieten mir nun dieses Jahr eine Revanche und dann bin ich krank.

Gestern bei der Startnummernausgabe habe ich zudem auch noch Fritz getroffen, der sich aufgrund einer Wette diese Tortur auf Gadastatt heute antun muss.

Dennoch hatte mir die Vernunft und irgendwo in ihr auch meine liebe Frau Mutter gestern abend klar gesagt:

„Wenn Du krank bist, musst Du Deine ganze Energie auf den Abwehrkampf setzen und nicht wie ein gestörter durch die Gegend säckeln!“

Aber manchmal gilt dann halt auch:

„Ein Mann ein Wort!“

Frauen können das vielleicht nicht verstehen.

Aber wenn nun nach meiner Niederlage letztes Jahr die zwei jungen Männer vor mir stehen und obwohl beide nicht völlig fit sind, am Lauf teilnehmen dann konnte mein Herz einfach nicht anders.

Klar, aus der Sicht eines medizinischen Herzspezialisten und meiner lieben Frau Mutter, sieht es anders aus.

Und tatsächlich ist mit einer Herzmuskelentzündung nicht zu spassen.

Ja, vielleicht wäre es vernünftiger gewesen, ich hätte gesagt,

„Nein, tut mir leid, ich habe den Schal um den Hals gewickelt und mich auf einen faulen Krankheitstag im Bett eingestellt. Ich laufe nicht mit!“

Doch dann habe ich in mich gespürt und hatte das Gefühl, das schaffe ich heute, es ist einfach gut und richtig heute dabei zu sein und mit zu laufen.

Ob man mir es glaubt oder auch nicht:

Es waren nach der Unterhaltung mit diesen zwei jungen Männern wirklich nur noch 5 Minuten Zeit, um meine Startnummer am Hemd zu montieren, meine Laufschuhe und Socken anzuziehen, meinen Schal zu versorgen, etwas Trockenes fürs Ziel einzupacken und noch kurz etwas zu mir zu nehmen.

Wie die beiden jungen Männer, so habe auch ich mir noch ein Ricola Zeltli in den Hosensack gesteckt, schnell meine Tasche mit trockenen Sachen in den Anhänger zum Transport hoch nach Gadastat geworfen und mich in die Gruppe der Läufer eingereiht.

Dennoch habe ich heute ein wenig geschrieben und dazu ein neues Schreibgerät verwendet, mit dem ich mich zur Zeit anzufreunden versuche.

Wie alles menschliche, so ist auch diese geniale Erfindung noch nicht perfekt.

Ich hatte auch das Gefühl, dass das Modell, mit dem ich derzeit arbeite, vor allem mit Daten, Fakten und Wirklichkeitsvorstellungen gefüttert wird, die der

westlichen Sprachgemeinschaft angehören, dennoch halte ich es für ein ganz gutes Instrument, was vielleicht dazu helfen kann, Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen.

Ich hatte zwar schon zu Studienzeiten bei vielem, was ich lesen musste das Gefühl, dass es inhaltlich nicht unbedingt gewinnbringend war, doch auch in Büchern von Menschen, die anders denken, steckt zumindest die Möglichkeit für die Auseinandersetzung und diesen schönen Denksport, den ich für so wichtig halte.

Warum soll nun also ein kleiner Dorfpfarrer wie ich an einem Sonntag etwas schrieben und veröffentlichen, nur weil es nun ein Schreibgerät gibt, mit dem auf einmal auch die gröbsten Legaststännigger etwas lesbares zu Papier bringen können?

Diese Frage stelle ich mir ehrlich und scheu auch ehrliche Antworten nicht.

Doch denke ich auch, dass wir an einem Punkt in der deutschsprachigen Kirche angelangt sind, wo ich mich schon fragen muss, welche Geister da in ihr wirken.

Gerne lasse ich mich bei vielen meiner kritischen Punkte widerlegen, nur allzu gerne lasse ich mir klar machen, dass es gerade in Deutschland in eine gute Richtung läuft, nur allzu gerne lasse ich mich davon überzeugen, dass es gut läuft und bin auch offen dafür einmal wieder in München in einer schönen Runde ein gemütliches Mass Bier zu trinken oder auch die bayrische Landesregierung zu beraten.

Doch wie ich derzeit die Dinge sehe, glaube ich nicht, dass ich noch einmal bei diesen Festivitäten teilnehmen werde.

Dazu folgen nun die Ausführungen und Gedanken meines heutigen Tages. Wie sie genau entstanden sind, das erkläre ich dann im letzten Abschnitt.

Ich möchte aber auch schon vorher gerne bemerken, dass ich sie nachdem ich lange gelaufen und mich wirklich verausgabt habe diktiert und mit Chatgpt entwickelt habe. Es war also vielleicht nicht mehr allzu viel Blut in meinem Hirn.

Wie dem geübten Deutschlehrer beim Lesen dieser ersten 9 Seiten wohl deutlich werden wird, war bis hier her nur die Rechtschreibprüfung als KI mit am Werk. Doch auch das Titelbild und ein weiteren Satz habe ich von Chatgpt.

Da ich noch heute bei meiner lieben Frau Mutter anrufen und bügeln werde, und auch noch etwas Rindfleisch in die Pfanne hauen möchte, werde ich nun nicht mehr allzu viel an diesen Ausführungen feilen.

Für Kritik bin ich offen.

Was ich bisher geschrieben habe, das habe ich geschrieben und bitte um Entschuldigung für jeden Fähler, den ich bis dahin gemacht habe.

Nun kommt der nächste Teil dessen Schreibens, bei dem ich die Frage zunächst einmal offen lassen möchte, ob ich das Subjekt bin, das diesen Text an meine Mitmenschen adressiert, oder nicht.

Vom Festzelt zum Bundeszelt

Über Verlässlichkeit, Freiheit, Verantwortung und die Kunst, dem Menschen wieder unmittelbar zu begegnen

Essayistische Reflexion

4. Oktober 2026 – Fest des heiligen Franz von Assisi

Vals – Kirche und Dorf als konkreter Lebensraum des Essays. – Foto: Joachim Cavicchini

Vorbemerkung

Dieser Essay nimmt die Andacht von Kardinal Reinhard Marx auf der Münchner Wiesn als Ausgangspunkt für eine theologische, sozialethische und philosophische Reflexion. Wörtliche Aussagen von Marx werden nur dort in Anführungszeichen gesetzt, wo sie in veröffentlichten Berichten belegt sind. Politisch umstrittene historische Deutungen werden als Fragen oder Deutungen formuliert und nicht als eindeutige Tatsachenbehauptungen ausgegeben.

Geleitwort: Franziskus und die Freiheit des verlässlichen Menschen

Das Kreuz: Identität, Bindung und Freiheit. – Foto: Joachim Cavicchini

Am Fest des heiligen Franziskus im Jahr des 800. Gedenkens an seinen Tod drängt sich eine Frage auf, die weit über historische Frömmigkeit hinausführt: Was macht einen Menschen glaubwürdig? Was lässt sein Wort Gewicht bekommen? Und was befähigt ihn, in einer verhärteten Welt einen Schritt über die Grenze des eigenen Lagers hinauszugehen?

Franziskus starb am Abend des 3. Oktober 1226 in der Portiunkula; am 4. Oktober begeht die Kirche sein Fest. Acht Jahrhunderte später fasziniert an ihm nicht zuerst eine politische Theorie und auch nicht ein ausgeklügeltes Reformprogramm. Es ist vielmehr die eigentümliche Einheit von Wort und Leben. Er redete von Armut und lebte arm. Er sprach vom Frieden und suchte den Frieden. Er predigte Geschwisterlichkeit und begegnete auch dem Fremden zunächst als Menschen. Gerade deshalb konnte er Dinge tun, die in ihrer Zeit beinahe unmöglich schienen.

1219, während des Fünften Kreuzzugs, ging Franziskus zum Sultan al-Malik al-Kamil. Das geschah nicht in einer Epoche des interreligiösen Wohlfühldialogs, sondern in einer Welt, in der Christen und Muslime einander auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden. Die Quellen erlauben keine romantische Rekonstruktion jedes Details dieser Begegnung. Sicher ist aber: Franziskus

suchte den Sultan auf, wurde empfangen und kehrte lebend zurück. Benedikt XVI. hat diesen Gang später als Weg des Dialogs beschrieben: Franziskus sei nur mit seinem Glauben und seiner persönlichen Demut bewaffnet gewesen. Das ist eine bemerkenswerte Formulierung. Sie benennt eine Macht, die nicht aus Waffen, Ämtern, Verträgen oder öffentlicher Inszenierung stammt, sondern aus der Glaubwürdigkeit einer Person.

Vielleicht ist genau das ein Schlüssel für unsere Gegenwart. Wir leben in einer Welt, die immer dichter geregelt, dokumentiert, kontrolliert und abgesichert wird. Gleichzeitig scheint Vertrauen an vielen Stellen abzunehmen. Staaten misstrauen Staaten, Bürger Institutionen, politische Lager einander, Kirchen ihren eigenen Mitgliedern und mitunter selbst Mitarbeiter ihren Organisationen. Je weniger wir einander zutrauen, desto mehr versuchen wir durch Systeme zu sichern. Doch ein System kann Verlässlichkeit organisieren; es kann sie nicht erzeugen. Eine Gesellschaft kann Verträge schreiben, aber sie kann nicht durch Vertrag allein hervorbringen, dass ein Mensch sein Wort hält.

Franziskus steht deshalb in diesem Essay nicht als romantisches Gegenbild zur Moderne. Auch seine Zeit war wirtschaftlich komplex, politisch hart, kirchlich konfliktreich und sozial im Umbruch. Sein Vater war Kaufmann; Franziskus kannte die aufsteigende Geld- und Handelswelt seiner Stadt. Er floh nicht aus einer einfachen Welt in eine einfache Armut. Er entschied sich mitten in einer komplexen Welt für eine radikale Vereinfachung. Armut bedeutete für ihn nicht die Verachtung der Welt, sondern eine Entlastung von Besitzansprüchen, Statuszwängen und Sicherungsbedürfnissen. Dadurch wurde er unmittelbarer: vor Gott, vor sich selbst und vor dem Menschen, der ihm begegnete.

Diese Unmittelbarkeit möchte ich als Prüfstein nehmen. Nicht, um die Welt in Fromme und Unfromme, Gute und Böse zu sortieren, sondern um zu fragen: Wo verlieren wir die Fähigkeit, einander als Menschen zu begegnen? Wo ersetzen wir Wahrheit durch Verfahren, Verantwortung durch Zuständigkeit, Vertrauen durch Kontrolle, Gemeinschaft durch Konsum und Frieden durch das Management von Feindbildern? Und welche Rolle spielt die Kirche dabei?

1. Ein Zelt auf der Wiesn

Der konkrete Anlass dieser Überlegungen ist eine Andacht, die Kardinal Reinhard Marx am 17. September 2026 im Paulaner-Festzelt auf der Münchner Theresienwiese hielt. Einen autorisierten Volltext dieser Ansprache gibt es, soweit öffentlich erkennbar, nicht. Der offizielle Bericht des Erzbistums München und Freising sowie weitere Berichte geben aber einige Aussagen zuverlässig wieder.

Marx dankte den Menschen, die auf der Wiesn arbeiten, und wünschte ihnen, „dass sie bei all dem Stress auch Spaß haben“. Er nahm das Festzelt als Bild für die Vorläufigkeit menschlicher Existenz auf. Zelte werden aufgebaut und wieder abgebaut. Gerade darin erkannte er einen biblischen Bezug: Gott begleitet sein Volk in einem Zelt; der Mensch ist unterwegs. Zugleich sagte Marx: „Im Zelt erfahren wir etwas, was von Dauer ist.“ Das Oktoberfest würdigte er als einen „Ort der Begegnung und des Feierns, bei dem niemand fragt, wer man ist oder woher

man kommt“. Zugespitzt sprach er von einer „klassenlosen Gesellschaft“. Und mit Blick auf die bedrückende Weltlage formulierte er: „Wir brauchen solch eine Unterbrechung in diesen bedrückenden Zeiten.“

Ich möchte diese Gedanken nicht karikieren, bevor ich sie verstanden habe. In ihnen liegt etwas Wahres. Menschen brauchen Feste. Eine Kultur, die nicht mehr feiern kann, wird hart. Gemeinsames Essen und Trinken, Musik, Tanz, Humor und die zeitweise Entlastung von Status und Alltag gehören zu den ältesten Formen menschlicher Gemeinschaft. Auch die Bibel kennt nicht nur Fasten und Umkehr, sondern Hochzeiten, Festmahle und überfliessende Freude. Jesaja zeichnet die Hoffnung auf Gottes Heil sogar als grosses Mahl für die Völker. Jesus wird in den Evangelien nicht als Asket dargestellt, der menschliche Festfreude grundsätzlich verdächtigt. Er geht zu Hochzeiten, sitzt mit Menschen zu Tisch und wird gerade deswegen von seinen Gegnern angegriffen.

Deshalb wäre eine christliche Kritik am Oktoberfest schwach, wenn sie sich im Satz erschöpfte: Dort wird getrunken, also ist es schlecht. Sie würde die menschliche Sehnsucht verfehlen, die ein solches Fest trägt. Marx sieht diese Sehnsucht: eine Unterbrechung des Alltags, die Erfahrung von Nähe, die zeitweise Lockerung gesellschaftlicher Rollen. Darin liegt eine pastorale Intuition, die ich ernst nehmen möchte.

Und doch beginnt gerade an diesem Punkt meine Anfrage. Denn nicht jede Unterbrechung ist schon Befreiung. Nicht jedes Fest ist schon ein Bild des Gottesreiches. Nicht jedes Zelt, in dem Menschen einander nahekommen, ist damit schon ein Zelt der Begegnung im biblischen Sinn. Das Gleichnis ist nur dann theologisch fruchtbar, wenn es nicht bloss schmückt, sondern prüft.

2. „Klassenlos“ – eine schöne Erfahrung und eine schwierige Behauptung

Die Bezeichnung des Oktoberfests als „klassenlose Gesellschaft“ ist vielleicht als augenzwinkernde Zuspitzung gemeint. In einem Festzelt können Menschen tatsächlich nebeneinandersitzen, die sich sonst kaum begegnen würden. Der Anzug, der Blaumann, der akademische Titel und die berufliche Hierarchie treten für einige Stunden in den Hintergrund. Diese Erfahrung darf man nicht gering schätzen.

Aber „klassenlos“ ist ein grosses Wort. Es bezeichnet nicht nur die Abwesenheit sichtbarer Rangabzeichen, sondern berührt die Frage nach realer Teilhabe. 2026 kostete die Mass Festbier auf dem Oktoberfest zwischen 14,80 und 15,90 Euro; im Paulaner-Festzelt 15,80 Euro. Hinzu kommen Essen, Anreise und gegebenenfalls Reservierungen. Niemand muss deshalb behaupten, die Wiesn sei ein exklusiver Club. Millionen Menschen besuchen sie, und viele Angebote sind frei zugänglich. Dennoch bleibt die Frage, ob eine gesellschaftliche Wirklichkeit schon deshalb klassenlos genannt werden kann, weil Menschen für eine begrenzte Zeit in demselben Raum feiern.

Soziale Unterschiede verschwinden nicht, weil man sie für einige Stunden nicht anspricht. Die Bedienung, die zehn oder mehr Masskrüge trägt, und der Gast, der einen teuren Abend finanziert, erleben dasselbe Zelt aus unterschiedlichen Perspektiven. Der Mensch, der sich eine Reise nach München leisten kann, und derjenige, für den schon der Getränkepreis eine

Hürde ist, leben nicht in derselben ökonomischen Wirklichkeit. Gerade eine Kirche, die von den Armen und Ausgeschlossenen sprechen will, darf die temporäre Aufhebung von Distinktionen nicht mit sozialer Gleichheit verwechseln.

Die Pointe muss dabei nicht gegen die Feiernden gerichtet sein. Sie richtet sich gegen eine allzu schnelle Sakralisierung der Atmosphäre. Ein Fest kann Menschen verbinden, ohne soziale Ungleichheit aufzuheben. Eine Gemeinschaft kann warm wirken und doch auf Voraussetzungen beruhen, die nicht alle gleich erfüllen können. Der christliche Begriff von Gemeinschaft ist anspruchsvoller. Paulus sagt nicht: Im Festsaal merkt man Unterschiede weniger. Er sagt: In Christus verlieren die Unterschiede ihren Rang als Massstab der Würde. Daraus folgt eine ethische Konsequenz: Wer das Mahl des Herrn feiert, kann die Beschämung des Armen nicht einfach nebenbei bestehen lassen.

Vielleicht ist deshalb die stärkere Formulierung nicht, die Wiesn sei klassenlos, sondern: Sie kann Augenblicke erzeugen, in denen soziale Grenzen durchlässiger werden. Solche Augenblicke sind kostbar. Aber gerade weil sie kostbar sind, sollten sie uns fragen lassen, warum die Grenzen am nächsten Morgen wieder so mächtig werden.

3. Die ökologische Rückfrage: Was kostet eine Unterbrechung?

Was kostet unsere Freiheit? Eine kleine Spur menschlichen Konsums in der Bergwelt. – Foto: Joachim Cavicchini

Die zweite Anfrage betrifft die Schöpfungsverantwortung. Auch hier wäre es unfair, so zu tun, als geschehe auf der Wiesn nichts. Die Stadt München weist darauf hin, dass das Oktoberfest mit Ökostrom versorgt wird. Es gibt Mehrwegsysteme, Abfalltrennung, öffentlichen Verkehr und technische Bemühungen um Ressourceneffizienz. Solche Schritte sind real und verdienen Anerkennung.

Gleichzeitig zeigen die offiziellen Zahlen die Grössenordnung des Ereignisses. 2026 kamen nach der vorläufigen Schlussbilanz rund 7,4 Millionen Gäste. Verbraucht wurden etwa 2,65 Millionen Kilowattstunden Strom, rund 83.800 Kubikmeter Wasser und ungefähr 129.651 Kubikmeter Gas; 92 Tonnen Müll wurden entsorgt. Diese Zahlen sagen für sich allein noch nicht, ob ein Fest „ökologisch schlecht“ ist. Ein Grossereignis konzentriert Verbräuche, die andernorts ebenfalls anfallen könnten. Dennoch machen sie sichtbar, dass eine „Unterbrechung“ materiell niemals ausserhalb der Welt stattfindet.

Hinzu kommt die Mobilität. Ein internationales Fest zieht Menschen aus vielen Ländern an. Flugreisen aus Nordamerika oder Ostasien haben eine andere Klimawirkung als die Anfahrt mit der S-Bahn aus München. Es wäre methodisch unsauber, aus den Wiesn-Zahlen ohne genaue Verkehrserhebung eine präzise Gesamtemissionsbilanz abzuleiten. Aber die Frage ist legitim: Wie glaubwürdig ist eine kirchliche Rede über Bewahrung der Schöpfung, wenn sie bei grossen gesellschaftlichen Ritualen die ökologische Dimension nur am Rand wahrnimmt?

Der Punkt ist grösser als das Oktoberfest. Er betrifft unsere ganze Fest- und Eventkultur: internationale Sportgrossereignisse, Motorsport, Konzerttourneen, Kreuzfahrten, immer neue

touristische Spitzenleistungen und eine Wirtschaft, die Erlebnisse in globaler Reichweite vermarktet. Der olympische Gedanke kann Menschen und Völker verbinden; er kann aber ebenso von gigantischer Infrastruktur, Sponsoring, geopolitischer Selbstdarstellung und Konsum überformt werden. Technische Systeme können Kommunikation ermöglichen; zugleich wachsen mit ihnen Energiebedarf, Rohstoffverbrauch und strategische Abhängigkeiten.

Die christliche Antwort darauf kann nicht lauten, das Leben müsse grau und freudlos werden. Franziskus selbst ist geradezu ein Heiliger der Freude. Aber seine Freude war nicht konsumintensiv. Sie entstand aus Beziehung, Wahrnehmung, Gesang, Geschwisterlichkeit und Dankbarkeit. Darin liegt eine unbequeme Anfrage an uns: Vielleicht ist ein Teil unserer ökologischen Krise nicht nur ein technisches Problem, sondern eine Krise dessen, was wir unter einem gelungenen Leben verstehen.

Wer immer grössere Unterbrechungen braucht, um den Alltag auszuhalten, sollte auch den Alltag befragen. Und wer für Freude immer mehr Ressourcen mobilisieren muss, darf sich fragen, ob die Form der Freude selbst noch frei ist.

4. Das biblische Zelt: Nicht Leere, sondern Bund

Brücke statt Grenze: Verbindung braucht tragfähige Strukturen. – Foto: Joachim Cavicchini

Am stärksten wird meine Anfrage dort, wo das Bild des Zeltes biblisch wird. Das Zelt Israels ist nicht einfach ein Symbol dafür, dass alles vergeht. Es ist gerade der Ort, an dem im Vorläufigen etwas bewahrt wird. Die Bundeslade steht für die Treue Gottes und die Weisung, die das Volk empfängt. Das Zelt ist beweglich, aber der Bund ist nicht beliebig. Das Volk zieht weiter, doch es soll nicht vergessen, wer es ist und wem es gehört.

Darin liegt für mich eine entscheidende Korrektur unserer modernen Vorstellung von Freiheit. Freiheit bedeutet im biblischen Denken nicht, bindungslos zu werden. Israel wird aus der Sklaverei geführt, damit es in einen Bund eintreten kann. Befreiung führt in Verantwortung. Die Gebote sind deshalb nicht der Rückfall aus der Freiheit in die Unfreiheit; sie beschreiben eine Ordnung, in der Freiheit bestehen kann: Du sollst nicht töten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch aussagen. Du sollst den anderen nicht zum Objekt deiner Begierde machen. Du sollst Zeiten kennen, in denen Produktion und Verfügbarkeit unterbrochen werden.

Gerade der Sabbat ist hier bemerkenswert. Er ist eine von Gott gebotene Unterbrechung, aber keine Unterbrechung, die das Leben betäubt. Sie erinnert den Menschen daran, dass er nicht nur Produzent und Konsument ist. Sogar der Knecht, die Magd, der Fremde und das Vieh sollen ruhen. Der Sabbat unterbricht eine Ordnung, damit die Würde aller sichtbar wird.

Von hier aus bekommt Marx' Satz von der „Unterbrechung in bedrückenden Zeiten“ eine tiefere Ambivalenz. Ja, wir brauchen Unterbrechung. Aber die biblische Unterbrechung dient der Erinnerung, nicht dem Vergessen. Sie macht frei für Wahrheit. Sie schafft Raum für Gott, den Nächsten und die Schöpfung. Eine Unterbrechung, die nur für einige Stunden von der Krise ablenkt, kann wohltuend sein; sie ist aber nicht dasselbe wie Sabbat.

Auch Jesajas Festmahl ist nicht bloss ein religiöses Bild für gute Stimmung. In Jesaja 25 wird die Verheissung eines Mahles mit der Hoffnung verbunden, dass Gott den Tod verschlingt und die

Tränen von allen Gesichtern abwischt. Das Fest ist Ausdruck einer verwandelten Wirklichkeit. Darum kann man fragen: Wenn wir dieses Bild auf ein gesellschaftliches Fest anwenden, dürfen wir dann die Tränen ausserhalb des Zeltes vergessen? Und der Geruch von Schweinshaxe, Bier und Magensäure in wunderbarer Mischung am Wegesrand. Rot bedeutet, das habe ich beim letzten Durchlesen noch ganz alleine ohne KI hinzugefügt (-;)

Das biblische Zelt fordert also mehr, als eine hübsche Metapher leisten kann. Es fragt nach dem, was bleibt. Nicht: Wie schön ist die Stimmung? Sondern: Welcher Bund trägt? Welche Wahrheit wird bewahrt? Welche Ordnung schützt den Schwachen? Welche Treue überdauert den Abbau des Zeltes am nächsten Morgen?

5. „Bedrückende Zeiten“ – und die Versuchung des einfachen Feindbildes

Der Ausdruck „bedrückende Zeiten“ ist verständlich. Krieg in Europa, Gewalt im Nahen Osten, wirtschaftliche Unsicherheit, ökologische Krisen und politische Polarisierung erzeugen reale Angst. Doch gerade dort, wo von dunklen oder bedrückenden Zeiten gesprochen wird, beginnt für mich eine weitere Aufgabe: Wer beschreibt die Dunkelheit, und wie erklärt er ihre Ursache?

Gesellschaften in Krisen neigen zur moralischen Vereinfachung. Es gibt dann die Vernünftigen und die Unvernünftigen, die Demokraten und die Feinde der Demokratie, die Friedliebenden und die Aggressoren, die Aufgeklärten und die Rückständigen. Solche Unterscheidungen können in konkreten Situationen einen wahren Kern besitzen. Ein völkerrechtswidriger Angriff bleibt ein völkerrechtswidriger Angriff. Gewalt darf nicht durch Verständnis romantisiert werden. Aber moralische Klarheit wird gefährlich, wenn sie Selbstprüfung ersetzt.

Das Evangelium kennt die Kategorie des Feindes, aber gerade deshalb verlangt es Feindesliebe. Feindesliebe bedeutet nicht, Unrecht zu leugnen. Sie bedeutet, dem Gegner die Menschlichkeit nicht abzusprechen und sich selbst nicht mit dem Guten gleichzusetzen. Sie zwingt zur Frage nach der eigenen Verstrickung. Was habe ich übersehen? Welche Interessen wirken in meinem Lager? Welche Ängste des anderen habe ich nicht ernst genommen? Wo verwende ich Sprache, die Verständigung unmöglich macht?

Diese Haltung ist politisch unbequem, weil sie sich schlecht mobilisieren lässt. Politik arbeitet häufig mit Vereinfachung. Demokratien brauchen Zustimmung; Staaten brauchen Sicherheitsstrategien; Medien brauchen Aufmerksamkeit. Gerade deshalb hat die Kirche eine andere Aufgabe. Sie darf nicht naiv sein, aber sie sollte sich davor hüten, den jeweils herrschenden Freund-Feind-Code ihres gesellschaftlichen Umfelds einfach zu taufen. Wie das m.E. auch ein Stück weit bei einer Pressekonferenz der Deutschen Bischofskonferenz vor ein paar Tagen so zu hören war.

Das gilt in alle Richtungen. Die russisch-orthodoxe Kirche muss sich dort fragen lassen, wo religiöse Sprache militärische Aggression legitimiert. Der Ökumenische Rat der Kirchen hat ausdrücklich jede religiöse Rechtfertigung des russischen Angriffskrieges zurückgewiesen und eine 2024 unter Patriarch Kirills Vorsitz verabschiedete Rede vom „Heiligen Krieg“ kritisiert. Umgekehrt dürfen westliche Kirchen nicht glauben, ihre prophetische Aufgabe sei erfüllt, wenn sie die moralische Sprache ihrer Regierungen wiederholen, ohne dabei kritische Fragen zum

herrschenden Menschbild in ihrer Kultur zu stellen. Christliche Friedensethik muss fähig sein, Völkerrecht, Sicherheitsinteressen, historische Erfahrungen, eigene Fehler und die unveräusserliche Würde aller Beteiligten zugleich im Blick zu halten.

Prophetische Rede unterscheidet sich von Propaganda gerade dadurch, dass sie auch, und vor allem auch an das eigene Lager richtet.

6. Das gegebene Wort und die Krise des verlässlichen Subjekts

Verlässlichkeit braucht Wurzeln – und Standfestigkeit über den Augenblick hinaus. – Foto: Joachim Cavicchini

An diesem Punkt führt die politische Frage in eine philosophische. Vielleicht liegt eine unserer tiefsten Krisen darin, dass wir das Vertrauen in verlässliche Subjekte verlieren.

Ein Subjekt ist hier nicht einfach ein isoliertes Individuum, das seine Wünsche formuliert. Ich meine einen Menschen oder eine Institution, die über die Zeit hinweg für das eigene Wort einsteht. Wer heute etwas verspricht und morgen behauptet, es sei unter anderen Umständen gesagt worden, zerstört Vertrauen. Wer Verträge nur so lange achtet, wie sie nützen, tut dasselbe. Wer umgekehrt jede Beziehung nur noch dann für verlässlich hält, wenn sie juristisch bis ins Detail abgesichert ist, zeigt bereits, dass Vertrauen geschwunden ist.

Die moderne Gesellschaft reagiert auf Unsicherheit mit Verfahren. Das ist oft notwendig. Wo Macht ausgeübt wird, braucht es Kontrolle. Wo Geld fliesst, braucht es Rechenschaft. Wo Medikamente gegeben werden, braucht es Dokumentation. Wo Menschen abhängig sind, braucht es Rechte, Standards und nachvollziehbare Entscheidungen.

Aber Systeme können kippen. Ein Gespräch aus der Altenpflege hat mir das vor Augen geführt. Eine Pflegeperson schilderte, wie selbst kleine Abweichungen – etwa ein Präparat desselben Wirkstoffs von einem anderen Hersteller – zusätzliche Eingaben und Korrekturen im

Computersystem erforderlich machen können. Ob dieses konkrete Beispiel in jeder Einrichtung genau so geregelt ist, lässt sich nicht verallgemeinern. Der Grundkonflikt ist jedoch gut dokumentiert: Pflegende erleben elektronische Dokumentationspflichten häufig zugleich als notwendig für Sicherheit und als Belastung, insbesondere wenn Einträge wiederholt, primär für Compliance oder in wenig hilfreichen Masken vorgenommen werden.

Das Tragische liegt darin, dass eine Regel, die den Patienten schützen soll, Zeit vom Patienten wegnehmen kann. Eine Dokumentation, die Qualität sichern soll, kann so umfangreich werden, dass sie die Qualität der menschlichen Zuwendung beeinträchtigt. Dann entsteht ein Kreislauf: Weil Vertrauen fehlt, wird mehr kontrolliert; weil mehr kontrolliert wird, bleibt weniger Zeit für Beziehung; weil Beziehung dünner wird, fehlt wiederum Vertrauen.

Die Lösung kann nicht die Abschaffung von Dokumentation sein. Pflege ohne nachvollziehbare Medikation und Übergaben wäre fahrlässig. Die Frage lautet vielmehr: Welche Dokumentation dient dem Menschen, und welche dient vor allem dem System? Wo wird der professionelle Sachverstand eines Mitarbeiters gestärkt, und wo wird er durch eine Struktur ersetzt, die möglichst jeden Sonderfall vorwegnehmen will?

Jesus' Satz „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein“ ist in diesem Zusammenhang radikaler, als er klingt. Eine Gesellschaft, in der das Ja tatsächlich ein Ja ist, braucht weiterhin Verträge. Aber sie muss nicht jede denkbare Beziehung bis ins letzte Detail mit Misstrauensregeln überziehen. Recht bleibt nötig; Wahrhaftigkeit ist unersetzbar.

Doch wie bei allem so kann eben auch bei Recht, Kontrolle und auch beim Verbessern, eine gesunde Mitte verloren gehen.

7. Ehrenwort und Rechtsstaat: Helmut Kohl als schwieriges Beispiel

Gerade deshalb ist die Parteispendenaffäre um Helmut Kohl so lehrreich. Kohl gab zu, Spenden am offiziellen Haushalt der CDU vorbeigeschleust zu haben. Er weigerte sich, die Namen der Geldgeber zu nennen, weil er ihnen sein Ehrenwort gegeben habe. Juristisch und demokratisch war das problematisch: Parteien unterliegen Transparenzpflichten; privates Loyalitätsversprechen kann öffentliche Rechenschaft nicht ausser Kraft setzen.

Und doch wäre es zu einfach, über das „Ehrenwort“ nur zu spotten. Darin wird eine ältere moralische Welt sichtbar, in der die Person sich selbst als Pfand für ein Versprechen verstand. Kohls Fehler bestand nicht darin, dass ein gegebenes Wort für ihn etwas galt. Der Konflikt lag darin, dass er ein persönliches Versprechen über eine öffentliche Pflicht stellte.

Hier zeigt sich, warum meine Kritik am Legalismus keine Kritik am Recht ist. Das Recht schützt gerade dort, wo persönliche Netzwerke und Loyalitäten sonst willkürlich werden könnten. Eine demokratische Ordnung darf nicht davon abhängen, ob ein mächtiger Mensch persönlich als ehrenhaft gilt. Sie braucht Regeln, die für alle gelten.

Aber auch die umgekehrte Gefahr ist real. Wenn wir nur noch fragen, was einklagbar, beweisbar oder formal korrekt ist, verengt sich Moral auf Compliance. Dann kann jemand rechtlich unangreifbar und dennoch moralisch unzuverlässig sein. Eine Zusage kann politisch

folgenlos gebrochen werden, wenn sie nicht vertraglich fixiert war; eine Entscheidung kann formal korrekt und zugleich zutiefst treulos sein.

Die biblische Kategorie des Bundes hilft hier weiter. Bund ist weder private Gefolgschaft noch reiner Vertrag. Er verbindet persönliche Treue mit einer gemeinsamen Ordnung. Das Gesetz schützt die Beziehung; die Beziehung gibt dem Gesetz Sinn. Wo nur das Gesetz bleibt, wird es kalt. Wo nur persönliche Loyalität bleibt, droht Willkür.

Vielleicht wäre dies auch eine bessere Beschreibung dessen, was viele Menschen an Bürokratie ermüdet: nicht die Existenz von Regeln, sondern die Erfahrung, dass Regeln manchmal die Verantwortung ersetzen, statt sie zu ermöglichen.

8. Gorbatschow, Kohl und die moralische Reichweite politischer Zusagen

Auf internationaler Ebene wird dieselbe Frage noch schwieriger. Die deutsche Einheit ist ohne das Vertrauen zwischen Helmut Kohl und Michail Gorbatschow kaum zu verstehen. Die Bundesregierung beschreibt selbst, dass sich 1990 ein persönliches Vertrauensverhältnis entwickelt hatte und dieses die Verhandlungen erleichterte. Solche Beziehungen ersetzen Diplomatie nicht; aber Diplomatie funktioniert selten ohne sie.

In die damaligen Gespräche gehört auch die bis heute umstrittene Frage westlicher Zusicherungen zur NATO. Freigegebene Gesprächsvermerke zeigen, dass James Baker, Hans-Dietrich Genscher, Helmut Kohl und andere westliche Politiker 1990 gegenüber sowjetischen Gesprächspartnern Formulierungen verwendeten, die sowjetische Sicherheitsinteressen berücksichtigen und eine Ausdehnung der NATO nach Osten ausschliessen oder begrenzen sollten. Bakers berühmte Formel lautete sinngemäss „not one inch eastward“. Zugleich entstand daraus kein allgemeiner völkerrechtlich bindender Vertrag, der spätere NATO-Beitritte mittel- und osteuropäischer Staaten verboten hätte.

Beide Tatsachen gehören zusammen. Wer nur sagt, „es gab nie einen Vertrag“, reduziert Politik auf das juristisch Einklagbare. Wer umgekehrt behauptet, es habe einen eindeutig formulierten Vertrag über die gesamte spätere Sicherheitsordnung Europas gegeben, geht über die Quellenlage hinaus.

Gerade die Zwischenzone ist moralisch interessant. Welche Verbindlichkeit besitzt ein politisches Wort, das in einer historischen Ausnahmesituation Vertrauen schafft, aber nicht als dauerhafte Vertragsklausel fixiert wird? Wie lange bindet eine Zusicherung? Was geschieht, wenn Regierungen wechseln? Kann ein Staat als Subjekt überhaupt moralische Kontinuität besitzen, wenn seine demokratischen Mehrheiten sich verändern?

Hier berührt die internationale Politik das Grundproblem des verlässlichen Subjekts. Ein demokratischer Staat kann nicht versprechen, dass kommende Generationen niemals anders entscheiden. Aber wenn internationale Beziehungen nur noch darauf beruhen, dass jede neue Regierung frühere politische Verständigungen nach maximal engem Wortlaut auslegt, zerfällt Vertrauen. Rechtlich mag vieles möglich bleiben; politisch wird jede Seite lernen, nur noch auf Macht und vertragliche Sicherung zu setzen.

Das ist keine nachträgliche Rechtfertigung des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine.

In dieser Formulierung sehe ich das Indiz dafür, dass Chatgpt mit der Wirklichkeitsauffassung und dem in unserer Kultur gängigen Narrativ arbeitet. Ich selbst hätte das Wort Angriffskrieg sicher nicht verwendet. Dieses Wort gibt es erst seit kurzer Zeit und ist mir damit einfach auf Grund dieser Tatsache verdächtig. Hier lasse ich es aber aufgrund der fortgeschrittenen Zeit einmal so stehen. Auch wenn ich als Fan vom Kanzler meiner Jugend, meiner romantischen Vorstellung von Pfälzer Saumagenpolitik den vorgängigen Abschnitt selbst etwas anders formuliert hätte, als Chat gpt.

Ein gebrochenes oder als gebrochen empfundenes Vertrauen gibt keinem Staat das Recht, einen Nachbarstaat militärisch zu überfallen. Aber wer Frieden verstehen will, muss mehr untersuchen als die letzte Rechtsverletzung. Er muss fragen, welche Ketten von Misstrauen, Sicherheitsdilemmata, Machtinteressen und enttäuschten Erwartungen über Jahrzehnte entstanden sind.

Die prophetische Aufgabe besteht darin, Unrecht klar zu benennen und dennoch die Vorgeschichte nicht zu tabuisieren.

9. Verpasste Möglichkeiten? Russland, Europa und die Frage nach dem gemeinsamen Haus

Am 25. September 2001 sprach Wladimir Putin im Deutschen Bundestag. Vieles an dieser Rede wirkt aus heutiger Sicht fast unwirklich. Putin bezeichnete Russland als „freundlich gesinntes europäisches Land“, sprach von einem „einheitlichen und sicheren Europa“ und kritisierte fortbestehende Klischees des Kalten Krieges. Die Rede war nicht frei von russischen Interessen; selbstverständlich nicht. Aber sie dokumentiert eine Phase, in der eine andere europäische Sicherheitsarchitektur zumindest öffentlich vorstellbar erschien.

Auch die Frage einer stärkeren institutionellen Annäherung Russlands an die NATO war um die Jahrtausendwende nicht völlig absurd. NATO-Generalsekretär George Robertson erklärte im März 2000, eine russische Mitgliedschaft stehe zwar nicht auf der Tagesordnung, schloss eine langfristige Entwicklung der Beziehungen aber nicht grundsätzlich aus. Später entstand mit dem NATO-Russland-Rat sogar ein institutionelles Forum.

Es wäre zu einfach, aus dieser Vergangenheit eine Erzählung zu bauen, in der nur eine Seite eine historische Chance zerstört hat. Russland entwickelte sich innenpolitisch autoritärer; seine Kriege und später der Angriff auf die Ukraine sind nicht blosse Reaktionen auf westliche Politik. Zugleich wurden russische Sicherheitsvorstellungen im Westen häufig anders gewichtet als die Beitrittswünsche mittel- und osteuropäischer Staaten. Diese Staaten wiederum hatten eigene historische Gründe, Schutz vor russischer Dominanz zu suchen. Jede seriöse Betrachtung muss alle drei Ebenen sehen: russische Machtpolitik, westliche Erweiterungs- und Sicherheitslogik und die Selbstbestimmungsansprüche der Länder dazwischen.

Ähnlich verhält es sich mit Energie. Deutschland profitierte lange von vergleichsweise günstigem russischem Pipelinegas. Die Vereinigten Staaten lehnten insbesondere Nord Stream 2 ab und begründeten dies unter anderem mit strategischer Abhängigkeit von Russland und der Gefährdung osteuropäischer Partner. Kritiker sahen zugleich amerikanische Wirtschaftsinteressen im wachsenden LNG-Markt. Beides kann gleichzeitig wahr sein: Sicherheitspolitische und wirtschaftliche Interessen überlagern sich.

Die Frage „An welchem Energietropf hängt Europa?“ ist deshalb berechtigt, solange sie nicht zu einer monokausalen Verschwörungserzählung wird. Jede Energieversorgung schafft Abhängigkeiten: von Förderländern, Transitrouten, Technologieanbietern, Rohstoffketten und militärischer Sicherung. Die angemessene Antwort ist nicht die Illusion völliger Autarkie, sondern bewusste Diversifizierung, Sparsamkeit und politische Ehrlichkeit über Interessen.

Vielleicht ist auch hier Franziskus aktueller, als es zunächst scheint. Wer weniger braucht, ist weniger erpressbar. Individuell wie politisch.

10. Demokratie: Das Subjekt zwischen Gewissen und Zugehörigkeit

Die Krise des Subjekts zeigt sich nicht nur zwischen Staaten, sondern innerhalb der Demokratie. Ein Bürger ist mehr als eine Stimme bei einer Abstimmung. Er ist ein Gewissensträger, der urteilt, widerspricht, sich irren kann, lernen kann und Verantwortung übernimmt. Gleichzeitig lebt er in einer politischen Gemeinschaft, deren Entscheidungen auch dann gelten, wenn er selbst anders abgestimmt hat.

Die Schweizer Abstimmung über die Neutralitätsinitiative vom 27. September 2026 eignet sich als Beispiel. Die Initiative wurde mit rund 70 Prozent Nein deutlich verworfen. Daraus folgt nicht, dass jeder einzelne Schweizer nun dieselbe persönliche Haltung zu Russland, Sanktionen oder Neutralität haben muss. Der Volksentscheid bedeutet auch nicht, dass jeder Bürger sich als „Feind“ Russlands verstehen müsste. Er bedeutet, dass eine konkrete Verfassungsänderung keine Mehrheit gefunden hat und die bestehende Ordnung fortgilt.

Demokratische Reife zeigt sich darin, zwischen persönlichem Urteil und gemeinsamer Rechtsordnung unterscheiden zu können. Ich darf eine Mehrheitsentscheidung für falsch halten und dennoch anerkennen, dass sie rechtmässig zustande gekommen ist. Ich darf für ihre Änderung werben, ohne mich über das geltende Recht zu stellen. Umgekehrt darf die Mehrheit die Minderheit nicht moralisch ausbürgern.

Das ist eine Form von sozialer Subjektfähigkeit: Ich bin Ich und zugleich Teil eines Wir. Das Wir löscht mein Gewissen nicht aus; mein Gewissen entbindet mich nicht von jeder gemeinsamen Ordnung.

Gerade radikale Protestformen machen diese Spannung sichtbar. Klimaproteste können auf reale und dringliche Probleme hinweisen. Ziviler Ungehorsam besitzt in demokratischen Traditionen einen legitimen Ort. Aber er muss sich der Frage stellen, ob er das Recht bewusst verletzt und die Konsequenzen dafür übernimmt oder ob er sich selbst moralisch ausserhalb

jeder gemeinsamen Ordnung stellt. Auch hier gilt: Ein Anliegen kann berechtigt sein, ohne dass jedes Mittel dadurch legitim wird.

Die Demokratie braucht Menschen, die widersprechen können, ohne den anderen zum Feind zu erklären, und Mehrheiten, die entscheiden können, ohne sich für unfehlbar zu halten.

11. Ausgeschlossene, Übersehene und die Versuchung geschlossener Milieus

Das Einzelne fällt auf: Zugehörigkeit beginnt damit, dass wir wahrnehmen. – Foto: Joachim Cavicchini

Zu einer solchen Demokratie gehört auch, die Erfahrung von Menschen ernst zu nehmen, die sich gesellschaftlich verloren oder übersehen fühlen. Für Ostdeutschland zeigen Studien seit Jahren deutliche Unterschiede in politischer Wahrnehmung und Wahlverhalten. Die AfD erzielt dort höhere Stimmenanteile; zugleich spielen gefühlte Benachteiligung, Zukunftssorge, Misstrauen gegenüber Institutionen und unterschiedliche Transformationsbiografien eine Rolle. Es wäre falsch, daraus eine einfache Kausalität zu bilden: „Wiedervereinigungsverlierer wählen AfD." Wahlentscheidungen haben viele Ursachen. Ebenso falsch wäre es aber, die biografischen Verletzungen der Transformationszeit für politisch irrelevant zu erklären.

Wer Menschen nur noch über ein Etikett wahrnimmt – „die AfD-Wähler", „die Klimakleber", „die Russen", „die Eliten", „die Linken", „die Rechten" –, verliert genau jene Unmittelbarkeit, die Franziskus auszeichnete. Das Etikett ersetzt die Person. Dann sprechen Systeme nur noch mit Systemen.

Hier kann Niklas Luhmann am Rand hilfreich sein. Soziale Systeme bilden eigene Kommunikationslogiken und unterscheiden zwischen System und Umwelt. Das ist zunächst eine analytische Beschreibung, keine moralische Verurteilung. Problematisch wird es, wenn Milieus so geschlossen werden, dass Informationen fast nur noch nach dem eigenen Code verarbeitet werden. Dann bestätigt jedes Ereignis die eigene Weltdeutung.

Kirchen kennen dieses Phänomen ebenso. Auch theologische Lager können Binnenräume bilden, in denen die Sprache der anderen Seite nur noch als Symptom interpretiert wird. Dialog findet dann scheinbar statt, tatsächlich aber werden nur Codes ausgetauscht.

Die mittelalterlichen Armutsbewegungen zeigen, wie dramatisch solche Prozesse werden können. Die frühen Waldenser entstanden aus einer ernsthaften evangelischen Sehnsucht nach Armut und Verkündigung. Ihr Gründer Valdes war ein wohlhabender Bürger, der Besitz verteilte und das Evangelium in der Volkssprache verkünden wollte. Konflikte um die Predigterlaubnis führten zur Ausgrenzung; 1184 wurden sie exkommuniziert, später als Häretiker verfolgt. Historiker weisen darauf hin, wie ähnlich manche frühe Armutsimpulse der Waldenser und Franziskaner waren, während ihr Verhältnis zur kirchlichen Autorität unterschiedlich verlief.

Daraus darf man keine simple Gleichung machen. Die Waldenser sind nicht die AfD des Mittelalters, und Franziskus ist kein Musterfall erfolgreicher Systemintegration. Aber ein struktureller Gedanke ist interessant: Ausgrenzung kann Gruppen verändern. Wer nur noch von aussen als Feind behandelt wird, entwickelt leichter eine starke Binnenidentität. Abgrenzung erzeugt Gegenabgrenzung.

Franziskus' Weg war anders. Seine Radikalität blieb in einer spannungsvollen Beziehung zur Kirche. Er wollte nicht zuerst ein Gegen-System errichten. Er suchte Anerkennung, ohne sein Armutsideal aufzugeben. Dadurch konnte die Kirche etwas von der prophetischen Kritik aufnehmen, ohne dass Franziskus sich selbst ausserhalb jeder Gemeinschaft stellte.

Vielleicht liegt darin eine Lehre für heute: Radikale Kritik muss nicht in radikale Absonderung führen.

12. Kirche zwischen Mainstream, Prophetie und eigener Verstrickung

Kirche mitten im Dorf – nicht über der Welt, sondern in ihr. – Foto: Joachim Cavicchini

Damit kehrt die Frage zur Kirche zurück. Eine Kirche, die im öffentlichen Raum spricht, muss sich immer fragen, von wem sie ihre Begriffe übernimmt. Wenn Bischöfe von „dunklen Zeiten“, „Zeitenwende“, „Sicherheit“ oder „Solidarität“ reden, sind diese Worte nicht neutral. Sie bewegen sich in politischen Diskursen. Das ist unvermeidlich; die Kirche lebt nicht ausserhalb der Gesellschaft. Aber sie darf ihre Sprache nicht unbemerkt von staatlichen oder medialen Deutungsmustern bestimmen lassen.

Prophetie bedeutet nicht automatisch Opposition gegen den Mainstream. Manchmal ist die gesellschaftliche Mehrheitsmeinung moralisch richtig. Manchmal muss die Kirche gerade mit ihr sprechen. Aber Prophetie verliert ihren Sinn, wenn sie nur bestätigt, was das eigene Milieu ohnehin denkt.

Die katholische Kirche im Westen muss deshalb ebenso selbstkritisch sein wie die russisch-orthodoxe Kirche. Die eine darf Krieg nicht sakralisieren. Die andere darf ihre Nähe zu westlichen politischen und kulturellen Selbstverständlichkeiten nicht mit dem Evangelium verwechseln. Keine Kirche darf sich zum religiösen Resonanzraum eines geopolitischen Blocks machen.

Dabei geht es nicht um falsche Äquidistanz. Hier hat Chat gpt ein schönes Wort verwendete, das ich selbst gar nicht kenne 😉

Zwischen einem angegriffenen und einem angreifenden Staat besteht keine moralische Symmetrie. Zwischen Wahrheit und Lüge muss unterschieden werden. Aber christliche Unterscheidung ist etwas anderes als die Übernahme eines Lagerdenkens. Sie fragt auch dort nach dem Menschen, wo politische Systeme nur noch den Gegner sehen.

Vielleicht müsste die Kirche deshalb neu lernen, Gespräche zu führen, die öffentlich kaum noch möglich erscheinen. Nicht weil beide Seiten gleich recht hätten, sondern weil Versöhnung nur mit Menschen geschieht, die tatsächlich miteinander sprechen.

13. Ein konziliarer Horizont: miteinander urteilen, statt einander sakralisieren

Horizont und Gegenlicht: Versöhnung beginnt oft dort, wo der Weg noch nicht klar vor Augen liegt. – Foto: Joachim Cavicchini

Von hier aus erscheint mir der Gedanke eines grossen kirchlichen, vielleicht konziliaren Gesprächs nicht als romantischer Traum, sondern als geistliche Aufgabe. Dabei darf „Konzil“ nicht vorschnell im streng kirchenrechtlichen Sinn verstanden werden. Gemeint ist zunächst eine Form ernsthafter gemeinsamer Beratung, in der Kirchen aus Ost und West sich ihren eigenen Verstrickungen stellen.

Ein solches Gespräch müsste unbequem sein. Die russisch-orthodoxe Seite müsste sich der Frage stellen, wie eng kirchliche Identität mit staatlicher Macht, nationaler Geschichtspolitik und der religiösen Deutung des Krieges verbunden wurde. Westliche Kirchen müssten sich fragen, wo sie ihre Friedensethik verkürzt, militärische Logiken zu schnell übernommen oder legitime Sicherheitsinteressen anderer Völker nicht ausreichend verstanden haben und auch wie es um den Schutz des Lebens, von Ehe und Familie in den Ländern bestellt ist, in denen sie ihren Glauben zu leben bemüht ist-

Es müsste Ukrainer einbeziehen, deren Land angegriffen wurde, ebenso Russen, die Krieg und Sanktionen erleben; Menschen aus Mittel- und Osteuropa, deren historische Erfahrung russischer Herrschaft ihr Sicherheitsbedürfnis prägt; und Stimmen aus Westeuropa, die vor einer neuen dauerhaften Blockbildung warnen.

Ein solches Gespräch wäre nur dann christlich, wenn niemand sein Leid als Blankoscheck für die eigene Unfehlbarkeit benutzen dürfte.

Franziskus vor dem Sultan ist dafür kein Rezept, aber ein Bild. Er ging nicht zum Sultan, weil Unterschiede unwichtig gewesen wären. Er ging gerade als Christ. Der Sultan blieb Muslim. Dialog bedeutete nicht Identitätsauflösung. Möglich wurde er durch eine Identität, die nicht ständig durch Feindbilder stabilisiert werden musste.

Vielleicht ist genau dies das verlässliche Subjekt: ein Mensch, der weiss, wer er ist, ohne den anderen abwerten zu müssen. Eine Kirche, die weiss, woran sie glaubt, ohne politische Macht zur Bestätigung zu brauchen. Ein Staat, der seine Interessen vertritt, ohne jedes Zugeständnis als Niederlage zu erleben.

14. Rückkehr zum Festzelt

Am Ende führt der Weg zurück zum Oktoberfest. Vielleicht liegt gerade darin die Frucht der ursprünglichen Predigt von Kardinal Marx: Ein Bild wurde ausgesprochen und beginnt zu arbeiten. Das Zelt ist vorläufig. Menschen begegnen einander. Sie feiern. Für einige Stunden fallen Rollen ab. All das ist wahr.

Aber das biblische Zelt stellt weitergehende Fragen. Was tragen wir hinein? Was bewahren wir darin? Was nehmen wir wieder mit hinaus?

Wenn im Zelt nur vergessen wird, bleibt die Unterbrechung kurz. Wenn dort Menschen erfahren, dass sie mehr sind als Funktion, Status oder politische Zuordnung, kann etwas von Dauer geschehen. Doch damit dies mehr als Stimmung wird, braucht es eine Kultur der Verlässlichkeit.

Vielleicht müsste die Kirche deshalb weniger schnell sagen: Seht, hier ist schon ein Bild des Reiches Gottes. Vielleicht müsste sie häufiger fragen: Was müsste sich verändern, damit dieses Bild wahrer wird?

Eine wirklich „klassenlose“ Gemeinschaft wäre eine, in der Würde nicht vom Geldbeutel abhängt. Eine wirklich schöpfungsverantwortliche Freude wäre eine, deren Schönheit nicht immer mehr Verbrauch verlangt. Eine wirkliche Unterbrechung wäre eine, nach der wir wacher in die Welt zurückkehren. Ein wirklich biblisches Zelt wäre ein Ort, an dem der Bund erinnert wird: Treue, Recht, Barmherzigkeit, Wahrheit.

Dann darf auch gelacht, gegessen und getrunken werden. Aber das Fest wäre nicht Flucht vor den bedrückenden Zeiten. Es wäre eine Einübung in eine andere Art zu leben.

Schluss: Der Mensch, dessen Wort einen Ort schafft

Reife, Wandel und Schönheit: Nicht alles Dauerhafte bleibt unverändert. – Foto: Joachim Cavicchini

Acht Jahrhunderte nach Franziskus bleibt seine Gestalt verstörend aktuell. Nicht, weil wir alle seine Lebensform kopieren könnten oder sollten. Sondern weil er zeigt, dass Freiheit dort beginnt, wo ein Mensch nicht mehr jede Sicherheit von aussen beziehen muss.

Wer wenig besitzt, muss weniger verteidigen. Wer nicht dauernd seinen Status beweisen muss, kann leichter zuhören. Wer seine Identität nicht aus der Abwertung anderer gewinnt, kann Grenzen überschreiten. Wer sein Wort und sein Leben zusammenführt, wird zu einem Ort von Vertrauen.

Das ist vielleicht die tiefste politische Bedeutung geistlicher Verlässlichkeit. Frieden beginnt nicht erst bei Friedensverträgen. Er beginnt beim Menschen, der nicht jede Gelegenheit nutzt, einen Vorteil aus dem anderen zu ziehen. Demokratie beginnt nicht erst bei Abstimmungen. Sie beginnt beim Bürger, der die Wahrheit nicht nur dann achtet, wenn sie seinem Lager hilft. Kirche beginnt nicht bei der perfekten Struktur. Sie beginnt dort, wo ein Mensch im anderen Christus nicht nur behauptet, sondern sucht.

Natürlich braucht es Institutionen, Recht und Verträge. Franziskus ersetzt keinen Rechtsstaat. Aber kein Rechtsstaat kann ohne Menschen leben, die mehr tun als das rechtlich Erzwingbare. Kein Bündnis hält, wenn jede Seite nur prüft, wie weit sie gehen kann, ohne den Vertrag formal zu verletzen. Keine Ehe, keine Pfarrei, keine Demokratie und keine internationale Ordnung überlebt, wenn das gegebene Wort keinen moralischen Überschuss mehr besitzt.

Vielleicht liegt darin eine überraschende Verbindung zwischen dem kleinen armen Mann von Assisi und den grossen Fragen unserer Zeit. Franziskus hatte keine Armee, keine

Wirtschaftsleistung und kein Kommunikationsimperium. Aber er hatte eine Identität, die nicht gekauft werden musste. Darum konnte er zum Sultan gehen.

Unsere Gesellschaft besitzt ungleich mächtigere Systeme. Doch wir sollten uns fragen, ob wir noch genügend Menschen hervorbringen, denen man glauben kann.

Am Ende steht deshalb für mich keine Verurteilung des Festes und keine Abrechnung mit einem Kardinal. Es steht eine Frage, die ich zuerst mir selbst stellen muss: Bin ich ein verlässliches Subjekt? Ist mein Ja ein Ja? Kann ich einem Menschen begegnen, ohne ihn sofort in die Schublade meines Systems einzuordnen? Bin ich bereit, Verantwortung für die Gemeinschaft zu übernehmen, auch wenn ich nicht jede ihrer Entscheidungen teile? Und bin ich frei genug, auf einen Gegner zuzugehen, ohne vorher seine Kapitulation zu verlangen?

Vielleicht beginnt Erneuerung kleiner, als wir denken. Nicht zuerst mit einem neuen System. Sondern mit einem Menschen, dessen Wort wieder einen Ort schafft, an dem ein anderer ohne Angst eintreten kann.

Bildnachweis: Sämtliche Fotografien in dieser Fassung stammen von Joachim Cavicchini.

Quellenhinweise

Die folgenden Hinweise dokumentieren die wichtigsten Tatsachenbehauptungen und historischen Eckpunkte. Der Essay ist bewusst keine wissenschaftliche Monografie; die Quellen sollen vor allem Transparenz darüber schaffen, wo die Darstellung auf überprüfbaren Berichten und Dokumenten beruht.

1. 1. Kardinal Reinhard Marx / Oktoberfest: DOMRADIO/KNA, „Kardinal Marx würdigt 'klassenlose Gesellschaft' auf der Wiesn“, 18.09.2026; offizieller Bericht des Erzbistums München und Freising zur Andacht im Paulaner-Festzelt.
2. 2. Landeshauptstadt München, Oktoberfest 2026: Bierpreise. Die Mass kostete 14,80 bis 15,90 Euro; Paulaner-Festzelt 15,80 Euro.
3. 3. Landeshauptstadt München, Oktoberfest-Bilanz 2026, 04.10.2026: 7,4 Mio. Gäste; ca. 2,65 Mio. kWh Strom; ca. 83.800 m^3 Wasser; ca. 129.651 m^3 Gas; 92 t Müll.
4. 4. Benedikt XVI., Generalaudienz vom 27.01.2010 über Franz von Assisi; dort auch der Besuch beim Sultan al-Malik al-Kamil 1219 und die Deutung als Weg des Dialogs.
5. 5. Leo XIV., Schreiben an die Generalminister der Franziskanischen Familie zum 800. Gedenkjahr des Todes des hl. Franziskus, 10.01.2026. Franziskus starb am Abend des 3.10.1226.
6. 6. Pflege/Dokumentationslast: Cho et al., Electronic health record system use and documentation burden of acute and critical care nurse clinicians, 2024; sowie Studie „Caring for the EHR Rather Than the Patient“, 2026. Die Studien zeigen die Bedeutung von Dokumentation, aber auch Belastungen durch Wiederholungen, Compliance-Anforderungen und EHR-Usability.
7. 7. Deutscher Bundestag: Parteispenden-Untersuchungsausschuss; Kohl räumte am Haushalt vorbeigeschleuste Spenden ein und verweigerte unter Berufung auf sein Ehrenwort die Nennung der Spender.

8. 8. Bundesregierung, Chronik der Deutschen Einheit: persönliches Vertrauensverhältnis zwischen Kohl und Gorbatschow erleichterte 1990 die Verhandlungen.
9. 9. National Security Archive, „NATO Expansion: What Gorbachev Heard“: freigegebene Gesprächsvermerke dokumentieren westliche Sicherheitszusicherungen 1990, darunter Bakers „not one inch eastward“. Ein generelles völkerrechtliches Verbot späterer NATO-Erweiterungen wurde daraus nicht vertraglich fixiert.
10. 10. Deutscher Bundestag, Wortprotokoll der Rede Wladimir Putins vom 25.09.2001: Russland als „freundlich gesinntes europäisches Land“; Ziel eines „einheitlichen und sicheren Europa“.
11. 11. NATO, Erklärung von Generalsekretär George Robertson, 06.03.2000: russische NATO-Mitgliedschaft stand nicht auf der Tagesordnung; der Ausbau der Partnerschaft wurde betont.
12. 12. Eidgenössische Volksabstimmung vom 27.09.2026: Neutralitätsinitiative verworfen, 29,85 % Ja, 70,15 % Nein.
13. 13. Shulamith Shahar, „The Poor of Lyons“; Thomas O’Brien, „Options for the Poor in Twelfth and Thirteenth-Century Europe“: frühe Waldenser und Franziskaner teilten radikale Armutsimpulse; unterschiedliche Beziehungen zur kirchlichen Autorität führten zu unterschiedlichen Entwicklungen.
14. 14. Ökumenischer Rat der Kirchen, Stellungnahmen zum Krieg gegen die Ukraine, besonders 2022, 2024 und 2026: Zurückweisung religiöser Rechtfertigung bewaffneter Aggression und Kritik an der Bezeichnung des Krieges als „Heiliger Krieg“.

Redaktioneller Hinweis

Die medizinisch-pflegerische Alltagsschilderung zur Medikamentendokumentation wird als Beispiel aus einem Gespräch wiedergegeben. Sie wird nicht als überall geltende gesetzliche oder institutionelle Vorschrift behauptet. Die allgemeine Problematik der Dokumentationslast in der Pflege ist dagegen in der Forschung gut belegt.

Anhang: Wie dieser Text entstanden ist

Dieser Essay ist nicht in stiller Klausur am Schreibtisch entstanden. Er wuchs an einem Sonntagnachmittag in einem knapp einstündigen Gespräch zwischen mir und ChatGPT – nach einem anstrengenden Lauf und mitten in einer ziemlich gewöhnlichen Phase des Erholens.

Am Anfang lag ich in der Badewanne. Nach dem Lauf gönnte ich mir ein warmes Muskelentspannungsbad und begann dabei, meine Gedanken zu diktieren. Während ChatGPT recherchierte, ordnete, nachfragte und längere Passagen ausformulierte, trocknete ich mich ab, ging nach oben, föhnte mich – an diesem Tag bereits zum zweiten Mal –, legte später die Beine hoch und wärmte meinen verspannten Nacken. Zuvor war ich nach dem Lauf auch noch mit der Gondelbahn ins Tal gefahren. So entstand der Text nicht im Bild des asketischen Autors am Schreibtisch, sondern eher im Bild eines etwas müden Bergläufers, der seine Gedanken im Warmen sortiert.

Gerade deshalb gehört eine gewisse Selbstkritik dazu. Dieser Essay fragt an mehreren Stellen nach Mass, Konsum, Energieverbrauch und Schöpfungsverantwortung. Gleichzeitig lief während seiner Entstehung mein Föhn, warmes Wasser wurde verbraucht, eine Gondelbahn brachte mich bergab, und die Rechenzentren hinter ChatGPT benötigten ebenfalls Energie. Es wäre unehrlich, diese Seite auszublenden.

Eine genaue Energiebilanz dieser einen Arbeitssitzung lässt sich jedoch nicht seriös angeben. Mir liegen weder Messdaten über den tatsächlichen Stromverbrauch meines Smartphones und der Datenübertragung noch über den konkreten Anteil der beteiligten Rechenzentren vor. Jede exakte Kilowattstunden- oder CO_2-Zahl wäre deshalb nur scheinbar wissenschaftlich. Transparenz bedeutet an dieser Stelle gerade, die Grenze dessen zu benennen, was ich wissen kann.

Was sich dagegen recht gut beziffern lässt, ist die Arbeitsweise. Vom Beginn unseres Gesprächs bis zur Fertigstellung der ersten vollständigen Fassung verging ungefähr eine Stunde. Nach den Zeitmarken des Transkripts sprach ich insgesamt knapp 21 Minuten. ChatGPT sprach knapp 20 Minuten. Der Rest entfiel auf Pausen, Recherche, Strukturierung, Formulierung und technische Arbeit wie die Erstellung der Word-Datei. Diese Zeiten sind keine exakte Messung geistiger Arbeit, geben aber ein anschauliches Bild davon, wie der Text entstanden ist.

Wem gehört nun dieser Text? Die einfachste Antwort wäre: formal mir, inhaltlich mir und der Maschine gemeinsam. Ganz so einfach ist es aber nicht. Die Grundgedanken, die theologischen Fragen, die persönlichen Wertungen, die Beispiele aus meinem Alltag und die Richtung der Kritik kamen von mir. Ich habe diktiert, verworfen, zugespitzt, nachgefragt und neue Gedanken eingefügt. ChatGPT übernahm die Rolle eines Recherchepartners, Gegenlesers und Redakteurs: Es überprüfte Tatsachenbehauptungen, wies auf historische Unsicherheiten hin, brachte Gegenargumente ein, ordnete die Gedanken und formulierte aus den gesprochenen Fragmenten einen zusammenhängenden Essay.

Darum wäre es falsch, den Text einfach als „von ChatGPT geschrieben“ zu bezeichnen. Ebenso wäre es ungenau, die sprachliche und strukturelle Arbeit des Systems zu verschweigen.

Vielleicht trifft folgende Beschreibung am besten: Die Gedanken und die Verantwortung für ihre Veröffentlichung sind meine; die vorliegende Gestalt ist in intensiver Zusammenarbeit mit ChatGPT entstanden.

Was ChatGPT in diesem Prozess ist, lässt sich dabei nüchtern beschreiben. Es ist kein Gesprächspartner mit eigener Biografie, keinem eigenen Glauben, keiner persönlichen Erinnerung an einen Lauf oder ein warmes Bad. Es ist ein Sprachmodell, das aus dem Gespräch Zusammenhänge erkennt, Informationen recherchieren und gewichten kann und daraus sprachliche Vorschläge erzeugt. Gerade deshalb musste ich entscheiden, welche Gedanken wirklich meine sind, welchen Formulierungen ich zustimme und wo ich widerspreche. Auch diese Verantwortung lässt sich nicht an eine Maschine delegieren.

Am Ende bleibt deshalb eine vielleicht etwas naive, aber für mich ehrliche Frage: Waren diese Gedanken den Aufwand wert? Den Strom des Föhns, das warme Wasser, die Gondelfahrt, die Datenübertragung und die Rechenleistung? Ich kann darauf keine mathematisch saubere Antwort geben. Ich hoffe nur, dass ein Gedanke dann seinen Aufwand rechtfertigen kann, wenn er Menschen nicht bloss beschäftigt, sondern sie aufmerksamer macht – für den Mitmenschen, für die Wahrheit, für den Frieden und vielleicht auch für den eigenen Verbrauch.

Vielleicht ist selbst die Entstehung dieses Essays damit ein kleines Beispiel für seine These. Wir leben nicht ausserhalb der Widersprüche, die wir kritisieren. Auch wer nach Einfachheit fragt, bleibt in komplexe Systeme eingebunden. Auch wer Schöpfungsverantwortung fordert, verbraucht Energie. Auch wer Verlässlichkeit verlangt, muss selbst prüfen, ob sein Wort verlässlich ist. Der erste Schritt besteht deshalb nicht darin, sich moralisch über die Welt zu stellen. Er besteht darin, die eigenen Verstrickungen wahrzunehmen und trotzdem nach dem Guten zu suchen.

Und so entstand dieser Text: nach einem Lauf, in einem warmen Bad, mit nassen Haaren, müden Beinen, einem warmen Nacken und ziemlich vielen Fragen.

Ob ich nun heute morgen in der Sakristei ein Kind angelogen habe, oder nicht, das Urteil darüber überlasse ich dem Leser und dem lieben Gott.

Ich gehe nicht zum Herbstlauf und ich bin doch gegangen.

War das Lüge oder ein legitimes «Umentscheiden»

Die Antwort darauf weiss nur Gott, doch offen diskutieren sollten wir Menschen solche wichtigen Fragen vielleicht schon können. Ich hoffe so viel Zeit geben mir die Schüler, bevor wir in der letzten Stunde vor den Ferien dann noch Kahoot spielen.